



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Preußen und Kaiser Napoleon.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Preußen und Kaiser Napoleon.

Sorgenvoll heftet sich der Blick des Deutschen und Preußen auf die Wolken, welche finster um das aufgehende Licht des neuen Jahres lagern. Vieles Bittere und Schmerzliche haben die letzten Wochen gebracht, den Verlust der Amazone, den nicht zu verdeckenden Gegensatz, in welchen die Krone von Preußen zu dem erwachenden politischen Leben eines treuen und loyalen Volkes getreten ist, zuletzt den Tod des Fürsten, welcher wie kein anderer geeignet war, den Plänen Frankreichs mit vorsichtiger Ruhe entgegenzutreten.

Dem Kaiser Napoleon war das letzte Jahr eine Zeit des besorgten Schwankens und Abwägens. Seine Stellung zur italienischen Frage, sein Verhältniß zu England, die Beziehungen zu Preußen schwebten unklar in mehrfachem Wechsel; dazu kam, was ihn stärker als die auswärtige Politik beschäftigte, eine Missernte in Frankreich, und durch den amerikanischen Conflict ernste Verlegenheiten der Industrie und des Handels.

Nach längerem Experimentiren hat er sich in die Politik zurückgefunden, welche ihm der Zug seines ganzen Lebens vorzuschreiben scheint. Die Wunden Italiens offen halten, die Freundschaft mit England bis zu der Stunde conserviren, in welcher er unzweifelhaft der Stärkere ist; die unfertigen Zustände Deutschlands ohne Parteinahme lauernd beobachten, den Geldsorgen Frankreichs und einer möglichen Geschäftskrise dadurch zuvorkommen, daß er große Finanzreformen in Aussicht stellte, bei denen der gute Schein ihm nach seiner Art wichtiger war als die Sache selbst; das war das Resultat vielfacher Ueberlegung, und sehr entgegengesetzter Einflüsse seiner Umgebung.

Bis zum letzten Monat durfte der Kaiser ohne besondere Freude auf die politischen Erfolge des Jahres 1861 zurücksehen. Er hatte bis zum Herbst die Italiener nicht gefügig genug gefunden, ihm für eine zweite Hilfe weitere Gebietsvergrößerungen einzuräumen, sein Kampf mit Rom blieb resultatlos, er mußte, nicht als Sieger, mit der Kirche seinen Frieden machen. Es gelang ihm trotz aller Selbstverläugnung nur unvollkommen, Mißtrauen und Abneigung, welche in England gegen ihn aufbäumten, zu beruhigen. Auch sein Versuch, sich Preußen zu nähern, hatte nicht den gehofften Erfolg.

Erst jetzt, im letzten Monat des Jahres, versetzt der drohende Krieg zwei Grenzboten I. 1862.

sehen England und Amerika, so wie der Tod eines kühlen Freundes und nicht zu täuschenden Gegners den Kaiser wieder in die Stellung, welche ihm besonders angenehm sein mag, in den Beginn einer allgemeinen politischen Unsicherheit, welche seiner Freude an großen Combinationen neuen Spielraum gewährt. Wieder ist er in der Lage, eine Anzahl fertiger Pläne aus dem geheimen Fach seiner Gedanken herauszuziehen und prüfend zu durchblättern. Es war einen Augenblick lockend, mit England gegen die Unionsstaaten zusammen zu gehen und als Schiedsrichter der Erde auch in dem vierten Welttheil zu beruhigen und zu reguliren; es erschien zuletzt lockender, das wahrscheinliche Engagement Englands zu benutzen und in Europa mit freier Hand zu schalten. Er konnte den zweiten Schlag in Italien ausführen, in diesem Falle würde seine Aufgabe, Preußen und Deutschland von Oestreich fern zu halten und durch Concessionen beim Handelsvertrage nachbarliche Geneigtheit zu erweisen, oder er konnte gar das unfertige Aussehen, welches grade jetzt Preußen darbietet, dazu benutzen, um der deutschen Frage und einer Grenzregulirung am Rhein nachzufinnen.

Allgemein ist die Empfindung, daß ein Krieg zwischen England und der amerikanischen Union in der gegenwärtigen Weltlage ein Unglück für Europa wäre. Aber auch eine unpolitische und zweideutige That Englands. Wenn die plumpe Tactlosigkeit amerikanischer Blätter und Behörden, wenn die Rücksicht auf englische Handels- und Fabrikinteressen schon in dem vergangenen Sommer das englische Volk den Separatisten geneigter machte, als seine Stellung zu der Sklavenfrage anständiger Weise erlaubte, so durfte man diese Inconsequenz als Folge einer vorübergehenden Verstimmung betrachten, welche den Völkern ebenso das Urtheil verwirrt, wie den Individuen. Wenn aber die Regierung Englands die Trent-Affaire ausbeuten könnte, über einen alten Verwandten, dem jetzt die Hände gebunden sind, herzufallen, so würde solcher Krieg das strengste Urtheil herausfordern. Es ist männlich, einem Starken gegenüber in dem nationalen Ehrenpunkt eifrig und streng zu sein, vor einem geschwächten Gegner, der bereits mit einem anderen Feinde ringt, ist große Nachsicht und Geduld nicht Schwäche, sondern Loyalität. Wir durften, so lange der Prinz-Gemahl lebte, überzeugt sein, daß hinter dem officiellen Drängen sich die besonnenste Auffassung des Streitpunktes geltend machen würde; jetzt in den ersten Wochen nach seinem Tode muß man von Herzen wünschen, daß die Traditionen seines unbefangenen Urtheils sich in der Regierung gegen Wind und Wellen der Tagesstimmung erhalten.

Freilich, auch dem Kaiser Napoleon sind, soweit aus der Ferne eine Ansicht erlaubt ist, die letzten Jahre nicht ohne Einwirkung über das Haupt gezogen. Er ist vorsichtiger geworden, die Siege und die Beute des italienischen Krieges haben ihn in Frankreich fester gestellt, er hat Erfolge zu conserviren

und wird wahrscheinlich wenig geneigt sein, Alles um neuen Gewinn auf das Spiel zu setzen. Auch haben einzelne Personen seines Hauses und seiner Umgebung größeren Einfluß auf ihn gewonnen, bereits machen die Parteien den Hofes Geräusch, und ihre Auffassung neuer Fragen findet in den Berichten der Gesandtschaften ernste Beachtung.

Von allen großen Dynastien Europas war die preussische die letzte, mit welcher er in das Verhältniß freundlicher Courtoisie und eines regelmäßigen Austausches persönlicher Artigkeiten trat. Dem Besuch von Baden antworteten die Tage von Compiègne. Dort hatte das ritterliche Wesen der Majestät von Preußen eine freundliche Annäherung bewirkt, welche, wie dies bei fürstlichen Besuchen der Fall zu sein pflegt, etwa so lange aushielt, als der Hof von den fremden Gästen zu plaudern für reizvoll fand. Der Kaiser hat darauf wieder mit der Artigkeit, welche ihn auszeichnet, durch die Krönungsbotschaft und ihr Fest zu Berlin die Aufmerksamkeiten gesteigert. Unterdeß hatte er Gelegenheit, das preussische Wesen noch von anderer Seite kennen zu lernen. Die Rheinmanöver, die Krönungsfeierlichkeiten, die Reden des Königs, das Verhalten des Volkes gaben ihm eine Anzahl Eindrücke, lebendiger und wirksamer, als die Berichte seiner Gesandten. Er erkannte, daß es gegenwärtig hoffnungslos war, auf Preußen bei Regulirung seiner Westgrenze zu rechnen, er konnte sich nicht versagen, der königlichen Betonung der Krone von Gottes Gnaden mit einer nachdrücklichen Betonung seiner Stellung als Erwählter des Volkes zu antworten, sein Commissar für Abschluß des Handelsvertrages begann die Forderungen höher zu spannen. Etwa vier Wochen nach dem Besuch des Königs war der bunte Staub von den Schmetterlingsflügeln der jungen Wärme für Preußen abgestreift. Und wieder griff er in das geheime Schubfach alter Pläne und begann prüfend darunter zu wählen.

In der That gibt es wenige Nachbarvölker, welche in wichtigen Grundlagen ihrer politischen Existenz so grundverschieden sind als Preußen und das kaiserliche Frankreich, denn verschieden ist der Charakter der Fürsten, des Heeres, der Finanzen, der beiderseitigen Volkskraft. Die Preußen sind vielleicht das loyalste Volk Europas, selbst England nicht ausgenommen. Sie sind im vorigen Jahrhundert durch die Hohenzollern zu einem Volke und Staat zusammengeschlossen, sie haben im Beginn dieses Jahrhunderts den Hohenzollern die verlorene Stellung in Europa zurück erobert, sie haben in den alten und neuen Provinzen das lebendige Gefühl, daß ihr Herrschergeschlecht das älteste und erste Band ist, welches sie zusammenhält. So sitzen die Könige von Preußen sicher und mit dem Volk verwachsen auf ihrer Väter Thron. Sie haben nicht gelernt für sich selbst zu sorgen; so oft sie gespart haben, sie haben's nicht für sich gethan; wenn heut eine Sturmfluth ihnen den Thron und ihre Schlösser wegführte, sie würden den Stolz behalten,

die ärmsten aller Fürsten zu sein; sie haben auch noch niemals für ihre Familie und ihre Verwandtschaft gearbeitet, geduldet und gewagt, sondern Alles für ihren Staat; die Apanagen ihrer Prinzen sind knapp, die Ausstattungen ihrer Töchter galten in früherer Zeit sogar für dürftig, sie sind jetzt nur grade so, wie es für Königstöchter schicklich ist. Sie haben bis auf die neue Zeit auch keinen Unterschied gemacht zwischen der Ergebenheit für ihren Staat und der Ergebenheit für sie selbst. Erst Friedrich Wilhelm der Vierte erfand in Preußen den Unterschied, als sein Selbstgefühl gebrochen war, und das war kurz bevor sein Geist sich verdüsterte. Denn es ist die erste Tugend und der alte Grundzug ihres Hauses gewesen, daß sie sich sämmtlich als Arbeiter im Staate betrachteten, Vortheil, Ruhm und Ehre des Staates für höher als ihren eigenen gehalten haben.

Nie auch, bis in die neue Zeit, haben die Hohenzollern einen Antheil von der Mystik der Krone von Gottes Gnaden gehabt, es war in der ganzen Periode des 18. Jahrhunderts, in welcher ihr Geschlecht groß wurde, ihr Stolz und Vorzug, daß sie nicht wie andere europäische Dynastien gekrönt wurden, sondern ohne Krönung und Salböl als Männer und Krieger an die Spitze der Geschäfte traten. Schon im Tabakscollegium Friedrich Wilhelm des Ersten wußte man sich damit zu rühmen. Erst unter Friedrich Wilhelm dem Vierten begann der alte legitimistische Wahn in ihrem Hause zu spuken, und auch das geschah erst kurze Zeit bevor der unglückliche Fürst die Herrschaft über sich selbst verlor. Denn die Hohenzollern sind die Nachkommen der Königin Sophie Charlotte, welche vor 161 Jahren in dem Moment, als der Gemahl ihr die Königskrone aufsetzte, in die Tasche griff und zum Schrecken des Hofes eine Prise Tabak nahm. Die Prise zwar war unschicklich, aber der große und freie Sinn, der anstatt sich schwärmerisch zu versenken, mit nüchterner Kraft das reale Leben erfaßt, ist ein stehender Zug in ihrem Fürstenhause geblieben. Die Krone ist den Hohenzollern durch 140 Jahre ein Stück hübsche Goldschmiedsarbeit, weiter nichts, gewesen; dieser Auffassung hat Gott sichtbarlich seine Gnade ertheilt, denn sie sind in dieser Zeit große Könige geworden. Sie haben durch 140 Jahre zu ihrem und des Volkes Heil die verständige Ueberzeugung gehegt, daß Gott den Königen keine besondere und höhere Gnade ertheile, als jedem andern Sterblichen. Sie haben, seit die Seelen der Deutschen aufgeklärt und ihre Herzen durch reinere Auffassung der Pflicht gehoben wurden, sehr gut das begriffen, worauf unsere gesammte Sittlichkeit und Tugend ruht, daß nämlich Gott überhaupt nicht durch einzelne Acte der Heiligung und Erleuchtung das Leben des Menschen weihe und aus irgend einer Bedingung irdischer Verantwortlichkeit heraushebe, sondern daß Gott jedem Augenblick des Lebens, und dem Bettler ebenso wie dem König gleiche Gnade ertheile, und daß wir Alle, der Bettler wie der König, in jedem Au-

genblick unseres Lebens darnach zu ringen haben, ihm wohlgefällig zu handeln, keiner vor dem Herrn mit einem Vorzug höherer und privilegirter Stellung. Das ist alter preußischer Glaube und der alte Stolz der Hohenzollern. Und wenn in der Seele des theuren Herrn, der jetzt die Geschicke Preußens lenkt, seit einigen Monaten wieder eine mystische Stimmung von der Königsweihe Raum gewonnen hat, so hofft und weiß sein treues Volk, daß sein gesundes Leben eine Täuschung überwinden wird, welche erhebenden Eindrücken eines hochgespannten Augenblicks zu große Bedeutung beimißt.

Freilich wird es dem Herrengeschlechte Preußens nicht leicht, sich in das Verfassungsleben zu gewöhnen. Leichter und schneller hat, so scheint es, das Volk sich in dem neuen Bau eingelebt, und es sieht bereits mit Theilnahme und mit zarter Schonung auf die Conflicte zwischen einst und jetzt, welche seinen milden und warmherzigen Herrn noch heut verstimmen.

Das Volk aber hat in den letzten Monaten eine vortreffliche Haltung bewiesen. Es hat seinem geliebten Fürsten die rührendsten Zeichen persönlicher Liebe und Verehrung entgegen getragen, und es hat beim Geschäft der Wahlen sein Recht, Vertreter freier Ueberzeugungen und Boten seines Willens zu senden, männlich ausgeübt. Was hat doch den französischen Berichterstattern und dem Herzog von Magenta während der zahlreichen Festlichkeiten der Krönungszeit so imponirt, daß alle Berichte an den Kaiser mit vorsichtigem Staunen erfüllt waren? Durchaus nicht der neue und ungewohnte Glanz des preußischen Hofes, der sonst so einfach war, auch nicht das Ceremoniell der Krönung, welche zu theatralisch war, um vornehm zu sein; sondern die herzliche, innige, ungesuchte und unbefohlene Freude, mit welcher das Volk in Dorf und Stadt sein Herrscherpaar begrüßte. Die lange Reise nach Königsberg war ein ununterbrochenes Familienfest, so etwas war, etwa mit Ausnahme Englands, sonst nirgend auf der Erde möglich. Das allein bewunderten die Fremden; sie werden grade jetzt, wo der Ausfall der Wahlen in den Regierungskreisen Berlins so viel Befremden verursacht, ihren Regierungen zu berichten haben, daß auch die Empfindung für das, was Preußen nach langem Siechthum zur Krafft und Genesung helfen kann, im Volke sehr lebendig geworden ist.

Denn nicht mehr in dem Herrscher Preußens, wie gut, geliebt, maassvoll dieser sei, auch nicht in den Räten der Krone, wie wohlthuend diese zu vermitteln und versöhnen bemüht sind, sondern in dem preußischen Volk liegt der Schwerpunkt der preußischen Politik. Mit jedem Jahre wächst ihm das Verständniß für die große Aufgabe seines Staates, die Einsicht in die Mängel und Vorzüge seiner Organisation, Sehnsucht und Bedürfniß, auf den preußischen Namen stolz zu sein. Freilich ist auch seine Krafft noch ungeübt und in politischer Agitation wenig erprobt, noch fehlen ihm Führer und Vertreter; aber seine Fortschritte in den letzten Jahren sind doch groß und Vertrauen erweckend.

Und wenn der Kaiser von Frankreich sich veranlaßt sehen sollte, die Kräfte der preußischen Regierung, Heer und Finanzen prüfend zu wägen, so wird er keinen Rechnungsfehler begehen, wenn er die Geistesheit, Opferfähigkeit und den Stolz des preußischen Volks als eine schwer abzuschätzende Größe betrachtet, welche den besten Calcul über den Haufen werfen mag.

Der Deutsche ist dem Franzosen gegenüber seit Jahrhunderten in der unbequemen Lage, auf der Defensivse zu stehen. Die vielgetheilte Nation, mit kräftigerem Gefüge des Geistes, aber geringerer Energie des Momentes, gegenüber einer an Land und Menschenzahl nicht umfangreichern, aber stark concentrirten, fest geschlossenen, durch eine große Hauptstadt und einen einheitlichen Willen beherrschten. Nicht nur in der Politik, sondern eben so sehr in Literatur, Kunst, socialen Fragen gibt es dem Deutschen keinen genaueren Gradmesser seiner steigenden und sinkenden Kraft, als den französischen Einfluß. Sobald in irgend einem Gebiet geistiger und materieller Interessen das eigene Leben Störungen erfährt und die kräftige Production gehemmt wird, steigt der Einfluß der entsprechenden französischen Lebensäußerungen. Diese eigenthümliche Einwirkung ist überall und zu jeder Zeit sichtbar, von der Lectüre unserer Verh. Bibliotheken, den Stücken unserer Bühne und dem Interesse an dem Pariser Salon bis zu den Fabrikwaaren und den Beziehungen der Staaten unter einander. Wir Deutsche sind durchaus nicht ungerathen gegen die hohen Leistungen französischer Wissenschaft und die tüchtige rührige Kraft des französischen Volkes, aber für uns ist ein massenhaftes Eindringen irgend einer französischen Lebensfunction bis jetzt so oft schädlich gewesen, und so viele unserer größten Fortschritte sind durch Siege über eine zeitweilige französische Einwirkung bezeichnet, daß wir seit zweihundert Jahren, seit wir uns aus einem Chaos von Blut und Verderben heraufgearbeitet haben, gewöhnt sind, Alles, was uns von Paris aus geboten wird, sobald sich ihm unsere Tagesstimmung mit gewohnter Empfänglichkeit hingibt, mißtrauisch zu betrachten.

Schon aus diesem Grunde ist, ganz abgesehen von der unruhigen, versuchenden Politik des Kaisers, das erwachende nationale Leben der Deutschen sich seines Gegensatzes zu der französischen Politik wohl bewußt, und nicht der Kaiser allein, jede kräftige Regierung Frankreichs wird Mühe haben, den Argwohn der deutschen Nation gegen ihre Pläne zu beschwichtigen.

Es ist natürlich, daß dieser Gegensatz von den Preußen am lebhaftesten empfunden wird, weil bei ihnen das politische Selbstgefühl verhältnißmäßig am meisten ausgebildet ist. Wir sind keine Gegner des Kaisers, wir lieben ihn nicht, wir hassen ihn auch nicht; wir sind geneigt, seinen klugen Sinn mit Achtung zu betrachten, wir sind ebenfalls geneigt, seinem aufregenden Egoismus zu mißtrauen. Er vermag schwerlich unsere Zuneigung für sich zu gewinnen, er vermag schwerlich unsere Furcht zu erregen. Er ist uns aber sehr lehrreich geworden.